

# 40 JAHRE ARBEITSGEMEINSCHAFT CHRISTLICHER KIRCHEN UND GEMEINDEN IN FREIBURG AM MITTWOCH, 23. SEPTEMBER 2015

Vortrag von Prof. Dr. Günter Rausch, Evangelische Hochschule Freiburg

## „Kirche findet Stadt- für eine friedvolle und gerechte Welt“

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Schwestern und Brüder,

in der An- bzw. Abkündigung dieser Veranstaltung war zu lesen: „Es soll zurückgeschaut werden, aber der Blick soll vor allem auch auf die Zukunft gerichtet sein“ - So sei es:

- 40 Jahre ACK Freiburg, das ist eine Erfolgsgeschichte, wie wir sie lieben.
- 40 Jahre im Gespräch und in der Begegnung.
- 40 Jahre immer in Bewegung.
- 40 Jahre gemeinsam beten und handeln.
- 40 Jahre Immer den Blick auf die Menschen gerichtet, die in und an der Gesellschaft leiden.
- 40 Jahre ACK mit einem großen „C, das nicht nur so im Namen steht.
- 40 Jahre des Suchens, des Diskutierens und Ringens.

ACK, das ist auch Vielfalt in der Einheit und Konsens trotz Differenzen und Divergenzen.

Hier wird seit langem etwas geübt und praktiziert, was moderne Gesellschaften erfordern: Miteinander leben und dieses Miteinander gestalten, wohl wissend, dass es immer noch viele Dinge gibt, die unterschiedlich gesehen und gelebt werden (dürfen).

Und doch gibt es einen großen gemeinsamen Nenner, ein Fundament im Glauben, eine frohe Botschaft und eine Verheißung auf eine bessere Zukunft!

So sehen wir das. Und so dürfen WIR das auch sehen. Aber sehen das alle so? Zum Beispiel war in Stern-online 2013 zu lesen: *„Im Grunde könnte einem die Kirche ja egal sein. Sie hat in weiten Teilen der Gesellschaft keinerlei Bedeutung mehr. Nur noch ein Drittel der unter Dreißigjährigen gehört ihr an. Doch die Kirche, diese marode Glaubensfabrik, der die Gegenwart längst abhanden gekommen ist, ist der zweitgrößte Arbeitgeber in Deutschland. Fast eineinhalb Millionen Menschen stehen bei ihr in Lohn und Brot. ... Bloß: Das Geld kommt zu über 90 Prozent vom Staat. Bei den kirchlichen Kliniken sogar zu hundert.“* (4.2. 2013 STERN-online)

Glaubt man den Statistikern, dann sind in den Jahren 1990–2013 rund 7,7 Millionen Menschen aus den beiden großen christlichen Kirche ausgetreten und nur 1,25 Millionen wieder ein. 2013 gehörten nur noch 62 Prozent der deutschen Bevölkerung einer der christlichen Kirche an. Das waren rund 10 Prozent weniger als nach der Wiedervereinigung. Ein gutes Drittel ist konfessionslos.

Der Zeitgeist bläst den Kirchen und ihren Mitgliedern kräftig ins Gesicht. Aber ist das nicht heut zu tage eher die „Normalität?“ Wenn wir uns umschauen, egal wohin wir uns wenden, beobachten wir das Wegbrechen traditioneller Strukturen und Orientierungsmuster. Wir haben es mit einem neuartigen rasanten und alle Lebensbereiche erfassenden Wandel zu tun, der nicht mehr wegzureden ist.

Auch andere, einst sehr einflussreichen Großorganisationen, verlieren zunehmend an Einfluss und Nachwuchs: Zum Beispiel hat sich die SPD seit 1995 etwa halbiert. Ähnlich, nicht ganz so drastisch, sieht es bei der CDU aus. Das gilt auch für die Gewerkschaften, die in ihren besten Zeiten mit rund 11 Millionen Mitglieder fast doppelt so groß waren wie heute.

Die großen gesellschaftlichen Agenturen, die oftmals über Generationen hinweg ganze Familiensysteme, Nachbarschaften, Belegschaften ja sogar Regionen geprägt und Orientierung gegeben haben, verlieren an Leucht- und Anziehungskraft.

Wie sieht es dagegen im Kleinen mit der so genannten „Keimzelle der Gesellschaft“ – der Familie – aus? Bis Mitte der sechziger Jahre bestand die moderne Normalfamilie aus einem berufstätigen Vater, einer Mutter als Ehefrau, die den Haushalt führte und in der Regel zwei Kinder betreute. Heute dagegen ist, dem Soziologen Ulrich Beck zufolge, nicht immer klar, *„ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet, heiratet und nicht mehr zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem zusammenlebt, oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer anderen zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mittendrin.“*

Die Scheidungsquoten steigen von Jahr zu Jahr. In vielen Großstädten überschreiten sie die 50 % Marke. Auch in der Schwarzwaldmetropole haben sich die Scheidungszahlen in den letzten 30 Jahren verdoppelt. In mehr als der Hälfte der Freiburger Haushalte lebt inzwischen nur noch eine einzige Person. 53 Prozent der Haushalte sind Singlehaushalte! Dagegen sind es nur noch 17 Prozent der Haushalte in denen Kinder leben. Also nur in etwa jedem sechsten Haushalt treffen wir noch Kinder an!

Ist die Familie also ein „Auslaufmodell“? Vielleicht, vielleicht bedingt. Denn der Trend zur Wiederverheiratung ist gerade bei Geschiedenen sehr hoch und fragt man junge Leute nach ihren Zukunftsvorstellungen, so kommt ganz häufig, sie wünschten sich ein Leben in einer glücklichen Familien natürlich mit Kindern! Der Traum vom Glück in der Kleinfamilie ist durchaus noch in den Köpfen und Herzen der Menschen. Trennungen und Scheidungen sind demnach eher ein Nicht-können als ein Nicht-wollen, also ein Scheitern!

Von daher ist die Rede vom „Wertezerfall“ zumindest missverständlich. Das gilt vor allem für den Begriff der „Individualisierung“, der keineswegs meint, dass die Menschen danach strebten, unbedingt ihr eigenes Ding machen zu *wollen* und sich von jeglicher Gemeinschaft zurückziehen zu *wollen*. Vielmehr ist damit gemeint, dass die traditionellen Orientierungsrahmen wegfallen. Damit lösen sich gewissermaßen die ordnenden Leitplanken und Wegmarkierungen auf. Es sind die Verhältnisse, die das Verhalten leiten!

Es liegt auf der Hand, dass die oftmals als „postmoderne Spielräume“ gefeierten Freiheiten vor allem denen zu Gute kommen, die über hinreichende ökonomische, kulturelle, kommunikative oder soziale Fähigkeiten und Ressourcen verfügen und sich dadurch im Dickicht der „neuen Unübersichtlichkeiten“ optimal platzieren können. Der neoliberale Mainstream in Politik und Wirtschaft verschärfte diese Turbulenzen. Das Leistungs- und Wettbewerbsprinzip erfasst erbarmungslos zunehmend alle Lebensbereiche. Wir können schon im Kindergarten erleben, wie bestimmte Eltern ihre vermeintlich hochbegabten Kids – im Hinblick auf eine spätere Berufskarriere – speziell gefördert sehen wollen, während noch immer die Kinder aus Migrantinnen- und anderen sozial benachteiligten Milieus schon frühzeitig vom Bildungshochgeschwindigkeitszug abgehängt werden. In den Übergängen zu Gymnasien, zur Berufsausbildung und zum Studium setzt sich das fort. Wer kommt rüber? Und wer bleibt irgendwann auf der Strecke? Und wieso?

Nach einer Studie der Bertelsmann-Stiftung gaben schon 2010 die Eltern in Deutschland 1,5 Milliarden Euro für Nachhilfestunden aus. Andere wählen gleich den kürzeren Weg über private Kindergärten, private Schulen, ja sogar private Hochschulen, um für ein hohes Schulgeld auch eine „angemessene“ bevorzugte Förderung ihrer Kinder einzukaufen. Die Eltern, die als Normal- oder gar Geringverdiener bzw. Harz IV – Empfänger geradeso über die Runden kommen, können dagegen ihren Kindern meist noch nicht einmal bei den Hausaufgaben helfen.

Übrigens: Im 4. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung können Sie nachlesen, dass die Spitzeneinkommen und –vermögen noch einmal deutlich gewachsen sind. Signifikant ist die Vermögensverteilung. Danach verfügen die Haushalte in der unteren Hälfte nur über gut ein Prozent des gesamten Nettovermögens, während die vermögensstärksten zehn Prozent der Haushalte über die Hälfte des gesamten Nettovermögens auf sich vereinen. Die Kluft zwischen Arm und Reich weitet sich!

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung schrieb damals: „*Das Land der sieben Millionen armen Schlucker*“. Es wird so dann sinngemäß behauptet, diese Armut sei letztlich eine Erfindung der Statistiker und Sozialwissenschaftler. Zugegeben, der Armutsbegriff ist – egal, welchen man wählt – immer etwas problematisch. Aber Armut ist keine Erfindung in den Köpfen von Akademikern und Gutmenschen. Sie ist für viel zu viele Menschen eine harte alltägliche Wirklichkeit. Wer das nicht glauben will, soll sich einfach mal vor den Jobcenter stellen oder mit den Menschen reden, die 40 Stunden die Woche hart arbeiten und Ende des Monats 1.300 Euro auf die Hand bekommen. Und dann gibt es noch die vielen stillen alten Leute, die nie klagen und auch nie in den Medien auftauchen, die aber mit einer Minirente über die Runde kommen müssen.

Wer heute eine Wohnung sucht und über ein durchschnittliches Einkommen verfügt, ist nicht zu beneiden. Ist es nötig, hier in Freiburg dazu überhaupt noch etwas zu sagen? Vor ein paar Jahren hat der deutsche Maklerverband ein bundesweites Städteranking zum Verhältnis von Einkommen und Mietbelastung erstellt. Da war Freiburg leider Spitze. In keiner anderen deutschen Stadt geben die Menschen einen so hohen Anteil ihres Einkommens für die Miete aus. Rund 43 Prozent also fast jeden zweiten Euro müssen nach dieser Maklerstudie die FreiburgerInnen für die Miete hinlegen.

Ich wiederhole mich, eigentlich scheint dazu schon alles gesagt zu sein. Wenn ich aber am Montag in der Badischen Zeitung in großer Aufmachung lese, dass ausgerechnet die Freiburger Stadtbau in Günterstal 15 Luxus-Reihenhäuser gebaut hat, die sie jeweils für sage und schreibe 800.000 Euro verkaufen möchte, bislang aber nur 1 Abnehmer gefunden hat, dann frag ich mich doch, auf welchem Stern die eigentlich leben. Vollends fällt man aus den Wolken, wenn man weiterliest, dass die Geschäftsführung der Stadtbau, falls sie diese Häuser nicht verkaufen kann, sie eben für 2.000 Euro im Monat vermieten wolle.

Wohlgemerkt: Das findet statt in einer Stadt, in der ungefähr 700 – 800 Wohnungslose leben (wobei diese Schätzungen sehr schwierig sind) und etwa 4 000 Menschen vom städtischen Wohnungsamt als *Wohnungsnotfälle* offiziell geführt werden.

Oder kann man es auch nur ansatzweise nachvollziehen, dass diesselbe städtische Wohnbau-gesellschaft sich inzwischen anschickt, in Weingarten die verhältnismäßig preiswerten Mietwoh-nungen des Hochhauses Binzengrün 34 zu verkaufen? Stellen Sie es sich einmal vor, Sie wohnten vielleicht schon 20, 30 oder 40 Jahre in Ihrer Wohnung und müssten eines Tages in der Zeitung lesen, dass Ihr Haus verkauft werden soll. Nicht nur weil die Stadtbau ihre ohnedies hohen Gewinne weiter steigern will, sondern auch, weil es Leute gibt, die sich dort eine neue „soziale Durchmischung“ wünschen. Es fehlten in Weingarten private Eigentümer, heißt es. So als ob Mieter irgendwie schlechtere Menschen wären.

Weiß man eigentlich, wie sich die Betroffenen da fühlen müssen? Welche Ängste, und welche Sorgen das bei den Mietern auslöst? Und welche Ressentiments und Verbitterung gegen „die da oben“ und gegen „die Neuen“ und „die Fremden“, die jetzt auch noch auf den Wohnungs- und Arbeitsmarkt drängen, da geschürt werden? Auf wen und was sollen „die da unten“ noch vertrauen können? Am gestrigen Dienstagabend wurde im ARD-Talk „hart aber fair“ eine alleinerziehende Mutter eingespielt, die behauptete: „Die Flüchtlinge bekommen alles, ohne einen Finger zu krümmen.“ Und sie fragt: „Wer hilft eigentlich uns?“

Die Mieter der Binzengrün 34 haben glücklicherweise u.a. ein Stadtteilbüro mit gut ausgebildeten GemeinwesenarbeiterInnen, denkt man. Groteskerweise wurde denen aber, dem Vernehmen nach (ich weiß das nur aus dem Radio Dreyeckland) von der Stadt schriftlich untersagt, diese Mieter beraten und unterstützen zu dürfen. Das würde wohl das Geschäft stören...

Und dabei ist es so wichtig, dass gerade diese Menschen jemanden haben, der auf ihrer Seite steht. Gerade den Menschen, die das Gefühl haben, immer alleine gelassen worden und zu kurz gekommen zu sein, brauchen verlässliche Weggefährten und Fachleute, die sie beraten und unterstützen können.

Eine Gruppe von EH-Studierenden wollte im Frühjahr dieses Jahres mit einem kleinen Forschungsprojekt herausfinden, wie Menschen mit geringem Einkommen die hohen Mieten in Freiburg bewältigen können. Sie haben an den Haustüren geklingelt und am Ende über 50 Haushalte interviewen können. (Die Ergebnisse werden am 21. 10. um 14.Uhr 15 im Rahmen des Forums Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule offiziell präsentiert. Sie sind herzlich eingeladen)

Hier vorneweg ein paar Auszüge, damit einmal die Menschen auch selber zu Wort kommen, um die es hier eigentlich geht: Ungefähr die Hälfte der Befragten klagte über die Miethöhe: „*Des isch schwer belastend*“- oder „*Schon sehr belastend ja*“ – oder: „*Das haut einen hier um.*“ –oder: „*So am 14./15. hat man kein Geld mehr. Da holen sie, da holen sie, Miete ist hoch, Strom*“ und ein anderer stellte fest, „*(...) mit dr Miete gehen se nach oben und da ist man halt machtlos dagegen*“. Vor allem Emotionen wie Hilflosigkeit und Frustration kamen zum Ausdruck, z.B. „*Ist schlimm. Aber was soll ich machen? Wenn du kein Geld für diese Wohnung zahlst, bleibst du draußen.*“ Die Angst, abgehängt zu werden oder gar die Wohnung zu verlieren ist sehr groß.

Besonders eindrucksvoll zeigt folgendes Zitat, wie Menschen mit wenig Geld umgehen müssen: „*Man versucht halt an allen Ecken und Kanten zu sparen und im Winter lieber zwei Pullis anziehen und Heizung halt mal weniger anschalten und ja halt nicht im Aldi einkaufen, sondern mal bei der Tafel oder so, also das, das schon.*“ Und eine weitere Person: „*Also ich kann ohne freiburger Hilfe mir keine Kleider kaufen. Ich kann weder ins Theater gehen noch ins Schwimmbad gehen oder Sportverein besuchen. Ich rede nicht vom Essen gehen. Denn das ist ein Luxus, der ja eine Utopie ist. Brötchen holen, was das normalste ist für jeden, vergiss es. Ist mir zu teuer. Toastbrot 0,55€, da ist ein Toaster-basta. Wurst kaufen[wenn] runtergesetzt und einfrieren.*“

Meine Studies kamen oft tief beeindruckt, mitunter auch richtig fertig von ihren Hausbesuchen zurück. Wer armen Menschen gegenüber sitzt und ins Gesicht guckt, weiß, dass Armut keine Erfindung der Sozialwissenschaftler ist.

Besonders krass und für ein reiches Land unerträglich finde ich die Kinderarmut. In Spiegel-Online war am 9.Mai zu lesen: „*Mangel und Verzicht prägen Alltag von 2,6 Millionen Kindern.*“ Das ist etwa jedes fünfte Kind in der Bundesrepublik! Die Kinderforscherin Sabine Andresen fordert: „*Sie alle haben ein Recht auf eine glückliche Kindheit.*“

Ihr erinnert Euch: „*Lasst die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solchen gehört das Reich Gottes.*“ Und weiter heißt es: „*Und er herzte sie und legte die Hände auf sie und segnete sie.*“ Soweit das Markusevangelium. Jesus also berührten diese Kinder. Und wie geht es uns? Wissen wir, wie es Kindern in Armut geht? Wie denken eigentlich Kinder über Armut und Reichtum?

Vor zwei Jahren hat sich eine andere Gruppe meiner Studierenden dieser Herausforderung gestellt. Mit Hilfe von Religionslehrern und –lehrerinnen, darunter ein islamischer, wurden Grundschulkinder aus Weingarten, Haslach, dem Stühlinger und aus dem Vauban interviewt. Auch hier ein paar Auszüge aus den Interviews mit Kindern:

Ein Kind „*Reich ist man, wenn man sich alles kaufen kann...aber man kann auch irgendwie anders reich sein.*“ Und ein Mädchen meinte: „*Reich sind geldgierige Säcke, die sich die Lippen aufspritzen lassen. Das ist eklig.*“ Ein anderes erklärte: „*Man ist auch reich, wenn man viele Freunde und eine glückliche Familie hat*“ und ein Kind aus Weingarten bringt es auf folgenden Punkt: „**Geld ist gar nicht so wichtig; die Liebe ist wichtig.**“

Zur Armut befragt kamen ebenso interessante Antworten, z.B. „*Arm ist, wenn Leute kein Geld haben, obwohl sie Geld verdienen.*“ oder „*Arm ist jemand, der kein Zuhause hat und obdachlos ist.*“. Ganz interessant ist auch eine Rückmeldung aus dem Vauban: „*Arm ist auch der, gegen den alle Menschen sind.*“

Die Studies haben auch nach den Wünschen der Kinder gefragt. Da kam z.B. „*Dass alle mich akzeptieren und dass Weltfrieden ist.*“ oder ein anderer: „*Dass man nicht falsch behandelt wird.*“ Danach wurde auch die berühmte Feenfrage gestellt (Stell Dir vor, eine Fee kommt zu Dir und Du kannst Dir wünschen, was Du willst). Einer wünscht sich: „*Dass ich meine Freunde behalte, nicht plötzlich arm werde und niemand aus meiner Familie stirbt.*“ In einer Gruppe sagte ein Mädchen aus Weingarten, sie wünsche sich „*Eine Welt ohne Jungs ... eine eigene Stadt, in der ich Bürgermeisterin bin.*“ Zu guter Letzt wurden diese Kinder auch noch gefragt, was sie sich für die eigene Zukunft konkret wünschten: Ein Mädchen sagte: „*Liebe, Familie, Ehemann und Kinder zu bekommen.*“ Eine andere: „*Ich will eine Ärztin werden und dass alle Länder sich vertragen*“

Erstaunlich war, dass sich diese Kinder, ohne, dass es ihnen in den Mund gelegt worden wäre, häufig eine *gerechtere* und *friedlichere* Welt, und vor allem *Liebe* wünschten.

Weiter zu unserem heutigen Thema: „Kirche findet Stadt. Für eine friedvolle und gerechte Welt“ Zu Welt und Stadt habe ich inzwischen einiges gesagt. Zur Kirche würde ich gerne Dietrich Bonhoeffer aufgreifen: „*Mitten im Leben muss Gott erkannt werden.*“ Und „*Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.*“

Tatsächlich durchzieht das Thema der Armut und Solidarität mit den Hilfebedürftigen die Bibel nahezu wie ein roter Faden. Beeindruckend klar ist dabei der Appell in Deutero-nomium 15,4: „*Es sollte überhaupt kein Armer unter euch sein.*“ Damit wird unmissverständlich deutlich gemacht, dass Armut nicht akzeptabel ist. Im Psalm 82,3 wird darüber hinaus ein konkretes Handeln eingefordert: „*Schafft Recht dem Geringen und der Waisen, dem Elenden und Bedürftigen verhelft zur Gerechtigkeit!*“

Armut als gesellschaftliches Phänomen zu erkennen und dann auch öffentlich darüber zu reden, ist eine Sache. Eine andere ist es, arme Menschen als solche wahrzunehmen und im Gemeindeleben einen gebührenden Umgang damit zu entwickeln. Leider treten Armutsbetroffene im kirchlichen Leben gewöhnlich erst gar nicht in Erscheinung. Nicht ohne Grund heißt es in der EKD-Denkschrift „Gerechte Teilhabe“: „*Es ist die Erfahrung habitualer Ablehnung durch die in den Kirchengemeinden herrschenden Milieus, die (arme) Menschen deutlich spüren. Ihr gehört nicht zu uns, bleibt deshalb besser fort!*“ Die engagierten Kirchenmitglieder kommen nun einmal nahezu ausschließlich aus mittelschichtigen, bzw. (klein) bürgerlichen Milieus, deren Lebenswelten mit denen armer Leute kaum etwas gemeinsam haben. Deshalb finden sie sich auch so schwierig zusammen.

Und dabei fehlen den armen und ausgegrenzten Menschen gerade diese soziale Einbindung und die Solidarität der Gemeinschaft. Die soziale Unterstützung, das Hineinnehmen in das Gemeinwesen und in die Gemeinschaft ist so wichtig und doch so schwer. Da müssen wir neue Wege gehen! Dabei weiß

ich, dass z.B. hier und heute sich viele Christinnen und Christen treffen, die vorbildliches soziales Engagement leisten und das teilweise seit Jahrzehnten. Vor Eurem Einsatz und Eurer diakonischen wie caritativen Arbeit habe ich höchsten Respekt. Aber wie oft sind wir wirklich mit armen Menschen zusammen? Gelingt überhaupt eine solche Begegnung und wie könnte es gelingen?

Aus meiner Erfahrung als Sozialarbeiter scheint mir der erste und wichtigste Schritt zu sein, vorbehaltlos, offen und bescheiden auf die Menschen zuzugehen, die der Hilfe bedürfen? Und nicht zu warten oder gar zu erwarten, dass sie von sich aus den Weg zur Kirche finden?

Von daher passt das Thema: Kirche FINDET die Stadt. Also heißt es, suchen und aufsuchen. Persönlich hingehen, wo diese Menschen leben und wohnen, auszuhalten, wie sie sind und was sie sagen. Nicht von vorneherein schon zu wissen, was für sie gut ist, sondern die Augen und Ohren aufmachen und vor allem das Herz zu öffnen. Und dann mit ihnen gemeinsam überlegen, was zu tun ist.

Vielleicht passt dazu der chassidische Rabbi Schelomo (um 1780): *„Wenn du einen Menschen aus Schlamm und Kot heben willst, wähne nicht, du könntest oben stehen bleiben und dich damit begnügen, ihm eine helfende Hand hinabzureichen. Ganz musst du hinab, in Schlamm und Kot hinein. Da fasse ihn dann mit starken Händen und hole ihn und dich ans Licht.“* ... und hebe ihn und DICH ans Licht!

Diese Idee kirchlich-diakonischen Handelns findet in jüngerer Zeit in verschiedenen Handlungskonzepten der Kirchen seinen Niederschlag, z.B. als „Gemeinwesendiakonie“, „Kirche findet Stadt“ oder auch in der „Sozialraumorientierung“. Bundesweit wird nach neuen Formen der Zusammenarbeit von Kirchen, Wohlfahrtsverbänden und anderen Partnern im Gemeinwesen gesucht.

„Suchet der Stadt Bestes!“ fordert der Prophet Jeremia und er verknüpft die Schicksale der Welt mit der Israels: „Bemüht euch um das Wohl der Stadt (und betet für sie zum Herrn), denn in ihrem Wohl liegt Euer Wohl!“ Offensichtlich spricht er hier die Sorge an, man könne sich und seine eigenen Interessen verlieren, wenn man sich den anderen zuwendet.

Geht es uns nicht auch so, dass wir oft hören, „was sollen wir denn noch alles tun?“ oder „Wer macht dann all die wichtigen Dinge, die getan werden müssen, damit der Laden auch weiterhin so läuft, wie bisher?“ Von Proprium ist dann mitunter die Rede.

Hierzu schreibt die bald zwanzig Jahre alte Denkschrift der deutschen christlichen Kirchen „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“ Klartext: *„Die Kirchen leben und wirken mitten in der Gesellschaft und nehmen deshalb an ihren Umbrüchen und Entwicklungen teil. Sie werden dabei von ihrer Berufung zur Solidarität mit den Armen geleitet und folgen der Bewegung Gottes, der sich **vorrangig** den Armen, Schwachen und Benachteiligten zugewandt hat, damit alle Leben in Fülle haben“*(Joh 10,10). Das soziale, caritative und diakonische Handeln soll an erster Stelle stehen.

Vorrangig ist die Option für die Armen. Auch Papst Franziskus setzte in Manila eindeutige Prioritäten: *„Die Armen stehen im Mittelpunkt des Evangeliums, sind das Herzstück des Evangeliums. Wenn wir die Armen aus dem Evangelium herausnehmen, können wir die gesamte Botschaft Jesu Christi nicht verstehen.“* Er hat es selber von Beginn seines Pontifikates an bestens verstanden, eindeutige und massenmedial wirksame Botschaften zu senden: Einfach und schlicht: Mensch, menschlich und mitmenschlich sein!

Nun, diese Überlegungen gelingen nicht so nebenbei. Wir sollten neue Wege suchen, dabei aber „die Kirche im Dorf“ lassen und zugleich auch „über den Kirchturm hinausschauen“. Und noch einmal: Die Probleme und Nöte der Menschen im Gemeinwesen, sind auch die Angelegenheiten der Kirchen! Wie ist das aber z.B. mit den Tagesordnungen der kirchlichen Gremien und Ausschüsse? Was sind die Themen, die unsere kirchlichen Potenziale binden und zum Teil verschleifen? Sind es wirklich die Sorgen und Nöte der Nachbarn, der benachteiligten Menschen vor Ort, über die wir oft bis spät

in die Nacht hinein debattieren? Oder sind das ganz andere Dinge? Das mag jedeR für sich selbst einmal reflektieren...

Mit der Gemeinwesen- und Sozialraumorientierung haben wir übrigens einen großen Heimspielvorteil: Dort sind wir – wie kein anderer zivilgesellschaftlicher Akteur - längst zu Hause. Traditionell waren die Kirchen immer dort am Ort, wo die Menschen lebten. Der Kirchturm war nicht nur geographisch ein Orientierungspunkt. Früher konnten sich die Menschen, die was brauchten, an die Kirche wenden. Und auch heute verfügen wir, wenn wir im Stadtteil kooperieren wollen, über eine Fülle bedeutsamer Ressourcen, die wir in den gemeinsamen Denk- und Gestaltungsprozess mit anderen Menschen und Partnern einbringen können: Das fängt bei den Räumen an, geht über die Einrichtungen wie Kindergärten etc. weiter und hört bei den vielen Ehren- und Hauptamtlichen noch lange nicht auf. Und noch eines haben wir zu bieten: Hoffnung und Visionen.

Wir vertrauen auf eine gelingende Zukunft.  
Wir glauben, dass es nicht so bleibt, wie es ist.  
Wir haben eine frohe Botschaft!

Auch die sollten wir nutzen und in die Gemeinwesenprozesse einbringen. Wichtig erscheint mir zu Guter Letzt, dass wir unser öffentliches Gewicht verstärkt für die Benachteiligten einsetzen. Ein wunderbares Beispiel gaben vor ein paar Jahren der evangelische und der katholische Dekan. Nachdem jahrelange Proteste u.a. auch des Oberbürgermeisters nicht gefruchtet hatten, gingen die Beiden mit Medienvertretern nach Weingarten in die total vernachlässigten Häuser der börsendotierten Gagfah. Sie gingen hin, sie sahen und hörten hin und sie bezogen parteilich Stellung für diese Benachteiligten! Am nächsten Tag war ein Foto in der Zeitung mit dem Zitat: „Es stinkt zum Himmel.“ Und siehe da, endlich bewegte sich etwas im Interesse der Mieterinnen und Mieter.

Ein weiteres ermutigendes Hoffnungszeichen ist die sensationelle Solidarität, die wir in den letzten Wochen in allen Städten und Stadtteilen für die Aufnahme und Versorgung der vielen Flüchtlinge erleben dürfen. Auch die Kirchen packen da ganz toll mit an und stellen z.B. Wohnungen zur Verfügung. Das ist wunderbar und ganz arg wichtig. Es genügt aber nicht. Wenn wir diesem Elend ein Ende bereiten und dauerhaft Menschenleben retten wollen, müssen wir auch alles tun, um die Ursachen der Flucht zu bekämpfen. Sie und wir brauchen: Gerechtigkeit und vor allem Frieden! Gerade heute Abend läuft im Fernsehen eine Reportage mit dem Freiburger Jürgen Grässlin, der seit Jahren unermüdlich recherchiert, welche Gräueltaten und Opfer die in Deutschland produzierten Waffen in aller Welt anrichten. Kriege werden erst beendet, wenn gerechte Verhältnisse herrschen und wenn endlich das Geschäft mit den Waffen unterbunden wird.

Da nimmt wiederum auch Papst Franziskus kein Blatt vor den Mund. Er sagte, "ich glaube, wir leben in einem ökonomischen System, das nicht gut ist ... Wir sind der Sünde der Götzendienerei am Götzen Geld verfallen", erklärte der Papst. Er klagt an, dass das derzeitige Wirtschaftssystem ähnlich wie alle großen Reiche der Geschichte zum Überleben die Kriege benötige. "Das System braucht den Krieg, um zu überleben". Durch die Produktion und die Herstellung von Waffen sanierten sich die großen Volkswirtschaften und opferten so Menschenleben zu Füßen des Götzen Geld, sagt das Oberhaupt der katholischen Weltkirche.

*„Friede den Menschen auf Erden“ und „Schafft Recht dem Geringen und der Waisen, dem Elenden und Bedürftigen verhelfe zur Gerechtigkeit!“*

Warum fällt es uns so oft so schwer, ebenso diese Dinge direkt und öffentlich beim Namen zu nennen? Ab und zu mal, wie die großen Propheten, den Mächtigen den Spiegel vorhalten und z.B. darauf drängen, dass die minimalen Menschenrechte und die Gebote Gottes eingehalten werden. Vieles wäre in unserem Lande und in unserer Stadt besser, wenn hier die Kirchen ihrer Verantwortung nachkämen.

Wenn Kirche die Stadt und ihre Menschen finden will, muss sie alte und neue Wege gehen. Der Dichter Marti sagte einmal: „Wo kämen wir hin, wenn alle sagten, wo kämen wir hin und keiner ginge, um nachzusehen, wo wir hinkämen, wenn wir gingen.“

Dazu passt abschließend ein Vers aus dem Kirchenlied von Klaus Peter Hertzsch:

*Vertraut den neuen Wegen und wandert in die Zeit!  
Gott will, dass ihr ein Segen für seine Erde seid.  
Der uns in frühen Zeiten das Leben eingehaucht,  
der wird uns dahin leiten, wo er uns will und braucht.*